Edy Riesen

Mutter Erde und ihr Astronaut

Jetzt haben wir also die Patientenverfügung noch einmal miteinander besprochen, Oskars Mutter und ich. Sie ist zerbrechlich geworden und ihr Vorrat an Lebensenergie geht zu Ende. Aber ihre nahe Zukunft, ihre Schmerzen und die gesamte Unbill des Alters kümmern sie nicht. Sie sorgt sich viel mehr, dass Oskar nichts passiert, wenn er abends draussen sei. Erkälten würde er sich kaum, aber wenn ihm jemand etwas antäte. Seit einigen Monaten wohnt er im nahen Städtchen in einer betreuten WG, von wo aus er weiter in die Werkstatt geht, jahraus, jahrein, nur unterbrochen durch einen Ausflug oder das Ferienlager. Es ging nicht mehr zu Hause. Nicht nur dass die Mutter schwächer wurde, sondern der Sohn auch schwieriger. Lamentierte manchmal einen ganzen Abend lang, machte sich wohl auch Sorgen, weil auch er sah, dass es nicht mehr so war wie früher. Jetzt fehlt er ihr; er hat dem Leben seiner Mutter einen tiefen Sinn gegeben. Sie musste einfach für ihn da sein, das war gar nie die Frage, es war einfach so, wie angewachsen, nicht zu diskutieren. Er fehlt nicht nur ihr, sondern dem Quartier. Gestern Abend beim Anhören einer traurigen wunderschönen Ballade in der Kulturscheune in Liestal erschien Oskar vor meinen Augen. Ich sah ihn, wie er an der Strassenbiegung oberhalb unseres Hauses Schildwache stand und mit dem Abend, den Wolken und dem Regen sprach. Einmal laut und ungehalten, ein anderes Mal grummelnd. Niemand brauchte sich zu vor ihm zu fürchten. Nur an schlechten Tagen lief er ununterbrochen hinter seiner Mutter her und rief: «Muetter wo gohsch? … Muetter wo blibsch ...?».

Wie gross die Last für die Mutter immer gewesen sein mag, Oskar war eine grosse Konstante in ihrem Leben. Wie ein Kiel mit seinem Ballast das Segelboot auf Kurs hält, stabilisierte er die kleine Lebensgemeinschaft. Da gab es keinen Platz für grosse Sprünge, alles musste regelmässig vor sich gehen, alle Rituale eingehalten werden. Ein kleiner portabler Radio gehörte dazu, wie ein Sender, der den Astronauten Oskar mit der Erde, seiner Mutter verband. Wenn man an ihm vorbeiging, grüsste er kurz: «Sali Edy!» An guten Tagen stellte er noch die eine oder andere Frage: «isch das dis, s' blaui Auti?» Ihm konnte man keine Fragen stellen. Was sollte er einem erzählen? Natürlich sagte man aus Verlegenheit: «Goht's guet Oski?» Aber das war eine Grussformel und keine Frage. Er war auf seine Art unverwundbar, ein tragischer Held mit einem schützenden Überzug wie dereinst Achilles oder Siegfried. Ein einziges Mal tauchte er in der Praxis auf mit einem bösen Bein nach einem Sturz. Er sorgte sich sehr, dass

© Kalin Nedkov, Dreamstime.com

er ins Spital müsse. Immer stand er nach der Heimkehr von der Arbeit stundenlang an der Strasse, auch bei Regen und Sturm. Er wurde nie krank, wo sich andere schon unzählige Schnupfen oder sogar Lungenentzündungen geholt hätten. Wie alt er war, wusste ich lange nicht. Er war immer schon ältlich mit seinem bekümmerten, kleinen Gesicht. Aber er wurde nicht sichtbar alt. Irgendwie blieb die Zeit bei ihm stehen. Er war ja auch nicht von dieser Welt, lebte in seiner eigenen Stratosphäre bevölkert von Gestalten, Wahrnehmungen und Gefühlen, die nur er verstand. Vielleicht noch seine Mutter, die für ihn Bodenstation, Dolmetscherin, Navigatorin war. Es gab für uns keinen Zugang zu ihm, keinen Schlüssel und keinen Ausweis für einen Besuch in seinem Seelengarten. War es eine reiche oder eine arme Welt? War sie verzogen und schräg und manchmal furchteinflössend? Musste er deshalb oft lamentieren, kommentieren und klagen, um die Ordnung in seinem kleinen Königreich aufrecht zu erhalten? Kein Psychiater interessierte sich für ihn, schliesslich war auch die Geschichte mit der IV schon vor Jahrzehnten abgehandelt, und ob er glücklich war oder nicht, dafür fühlte sich die Medizin nicht zuständig. Eine verlorene Seele eben. Auf dem Rangierbahnhof des Lebens, auf dem Abstellgleis gelandet, wie ein Eisenbahnwagen, der vor sich hinrostet.

Verstehen ist das falsche Wort, denn wir werden uns nie verstehen. Viel besser ist einander mögen, einander so sein lassen …

Wenn ich an alle die perfekten, gescheiten und schönen «normalen» Menschen denke, die immer nach Anerkennung und Liebe lechzen, krampfen und sich abrackern, ja, dann überkommt mich manchmal eine Ahnung, dass wir ein solches Leben zu schnell als unnütz, ungut und unglücklich abtun. Könnte es denn sein, dass Oskar (wenn man ihn denn fragen könnte) einem erklären würde, dass man sich um ihn nicht zu sorgen brauche, dass ihm die Arbeit, das Essen, der Radio, das Alleinsein vollauf genüge und dass er sich nur verteidigen müsste, wenn jemand in sein Reservat eindringen würde. Und wir stellen uns vor, dass er sich nach Umarmungen und Streicheln sehnen müsste, der Einstieg ins kalte Bett weh tun könnte, dass nicht lesen zu können schlimm sein müsste ... Wenn er uns aber weiter erklären könnte, dass ihn das alles nicht interessiere, dass er schon wisse, was er zu tun habe, und dass er keine Langeweile kenne. Ja, dass er sich einzig wegen seiner alten Mutter Sorgen mache. Sonst möchte er nichts ändern, nur nichts ändern! Ja, dann wäre es doch eigentlich in Ordnung. Wenn wir also die beiden Welten nebeneinander stehen lassen könnten voller Respekt für die Eigenart des Andern, aber ohne Scham- und Schuldgefühle, die einem schnell hochkommen können gegenüber solchen Menschen. Vielleicht wäre das ein gutes Angebot für beide Seiten? Verstehen ist das falsche Wort, denn wir werden uns nie verstehen. Viel besser ist einander mögen, einander so sein lassen, bei sich selbst bleiben. Damit kann ich nun meinen kleinen Auftrag gut wahrnehmen. Jedes Mal, wenn ich im Städtchen bin, werde ich nach ihm Ausschau halten, um der Mutter zu Hause die gute Botschaft zu überbringen, dass alles in Ordnung und er in Sicherheit sei. Ich weiss nicht, wie alt Oskar werden wird. Es gibt keinen Check-up, es gibt keinen Auftrag für medizinische Vorsorge. Es wäre schön, wenn er in einer fernen Zukunft leise abheben könnte in seiner Raumkapsel, die er sich gebaut hat, den Radio unter dem Arm. Denn er wird auch in einer anderen Welt seine kleine Welt regieren wollen: «das muss hierhin, dass muss dahin, nein nicht so!» denn Ordnung muss schliesslich sein.

Für seine Mutter aber empfinde ich tiefen Respekt. Sie hatte nicht nur Oskar, sondern neben anderen gesunden Kindern eine Totgeburt und sie musste ein weiteres Kind wegen einer neurologischen Krankheit im Vorschulalter «hergeben». Sie erzählt ohne zu klagen, dass ihr viel erspart geblieben wäre, wenn sie damals als Mädchen bei einem schrecklichen Sturz mit dem Fahrrad ums Leben gekommen wäre. Ich begreife plötzlich, wie tief verborgen die Narben in ihrer Seele sein müssen und wie sie ein Leben lang geschmerzt haben. Und trotzdem hat sie sich fürs Leben entschieden, eine zeitlose Gestalt, wie sie alle Kulturen seit Jahrtausenden kennen.

Die Frau am Brunnen, die Frau am Herd, die Frau beim Holzsammeln, die Frau als Trösterin, als Hüterin der Schwachen, als Heilerin der verwundeten Seelen. In Peru kennt man auch heute noch die Urgestalt der «Pacha Mama» und vor jedem Schluck Chicha wird ihr ein kleines Opfer dargebracht, indem man ein paar Tropfen auf die Erde schüttet. Wenn ich daran denke, bin ich unwichtig und bedeutungslos, aber aufgehoben in der grossen Geschichte aller Mütter dieser Welt. Ein Chronist, der sich immer wieder freut über die Kraft des Lebens.

Korrespondenz:
Dr. med. Edy Riesen
Hauptstrasse 79
4417 Ziefen
edy.riesen[at]hin.ch